

Die funktionelle Betrachtung des Wortschatzes

1.0. Die funktionelle Betrachtung des Wortschatzes – im folgenden auch “Lexematik” genannt – ist die Erforschung des einzelsprachlichen lexikalischen Inhalts, d.h. der *lexikalischen Bedeutung*. Der Terminus “Bedeutung” setzt eine genaue Abgrenzung gegenüber anderen Typen des sprachlichen “Inhalts” voraus, der Terminus “lexikalisch” eine ebenfalls genaue Abgrenzung gegenüber anderen Typen der Bedeutung.

1.1. Die *Bedeutung* ist nämlich nur einer der drei Typen des sprachlichen Inhalts; die beiden anderen sind die *Bezeichnung* und der *Sinn*. Die Bedeutung ist der einzelsprachlich gegebene Inhalt; Bedeutung in diesem Sinne gibt es nur in den Sprachen, nicht aber im “Sprechen im allgemeinen” als solchem (d.h. im Sprechen, bei dem man von der einzelsprachlichen Bestimmtheit absieht); anders gesagt: “Bedeutung” gibt es nur als “deutsche”, “französische”, “englische” usw. Bedeutung. Die Bezeichnung ist der Bezug auf die außersprachlich gemeinte Wirklichkeit bzw. diese Wirklichkeit selbst (“Vorstellung”, “Faktum”, “Tatbestand”), ungeachtet der sprachlichen Gestaltung, und sie ist eben auch schon im Sprechen im allgemeinen gegeben. So können z.B. dt. *bringen* und sp. *traer* u.U. das gleiche bezeichnen, die Bedeutung der beiden Verben ist jedoch nicht dieselbe, da sp. “traer” das inhaltliche Merkmal “in Richtung auf die erste Person” enthält, das in dt. “bringen” nicht vorhanden ist; ebenso bezeichnen frz. *porter* und it. *portare* zwar oft das gleiche “Faktum”, ihre Bedeutung ist aber verschieden (frz. “porter” schließt ein, daß sich das “Getragene” nicht selbständig fortbewegt). In ähnlicher Weise bezeichnen *Caesar Pompeium vicit* und *Pompeius a Caesare victus est* denselben Tatbestand, jedoch durch verschiedene Bedeutungen. Die Bedeutung ist immer und ausschließlich die Inhaltsseite eines sprachlichen Zeichens (oder einer Zeichenkonstruktion) im strengen Sinne: Sie ist die einzelsprachliche Gestaltung der Bezeichnungsmöglichkeiten. Hingegen ist die Bezeichnung in einem Redeakt die Verwendung einer Bedeutung, und sie ist nicht allein durch *diese*, sondern zugleich durch allgemeine Denkprinzipien und durch die Welterfahrung (“Kenntnis der Sachen”) bestimmt. Der *Sinn* ist der besondere Inhalt eines Textes oder einer Texteinheit (z.B. “Frage”, “Antwort”, “Bitte”, “Aufforderung”, “Zurückweisung”), soweit dieser Inhalt eben nicht einfach mit der Bedeutung und Bezeichnung zusammenfällt: Sinn gibt es nur auf der Ebene des Textes (d.h. des Redeaktes oder des zusammenhängenden Gefüges von

Redeakten eines Sprechers in einer Situation), und nicht im Sprechen im allgemeinen noch in den Einzelsprachen. Gegenüber dem Sinn verhalten sich die Bedeutung und die Bezeichnung (und ihre Kombination) wie das materielle Zeichen ("signifiant") gegenüber der Bedeutung ("signifié").

1.2. Die lexikalische Bedeutung ist ihrerseits nur einer der Typen der Bedeutung; die anderen sind: die kategoriale, die instrumentale, die syntaktische und die "ontische" Bedeutung. Die lexikalische Bedeutung entspricht dem "Was?" des Erfassens ohne jegliche weitere Determination; so z.B. ist in den Reihen *reich - Reichtum - bereichern, arm - Armut - verarmen* die lexikalische Bedeutung diejenige, die einer jeden von diesen Reihen gemeinsam, bei *reich - arm, Reichtum - Armut, bereichern - verarmen* hingegen verschieden ist. Die kategoriale Bedeutung entspricht Unterschieden "in der Weise der Erfassung" (Husserl); so ist die kategoriale Bedeutung diejenige, die innerhalb der Reihen *reich - Reichtum - bereichern* und *arm - Armut - verarmen* verschieden, bei *reich - arm, Reichtum - Armut, bereichern - verarmen* hingegen die gleiche ist. "Substantiv", "Adjektiv", "Verb", "Adverb" sind kategoriale Bedeutungen. Pronominalwörter (*ich, du, dieser - diese - dieses, hier, so*) haben nur kategoriale Bedeutung; sie sind nicht "Lexeme", sondern reine "Kategorie". Die instrumentale Bedeutung ist die Bedeutung der grammatischen Instrumente ("Morpheme"), d.h. der Instrumente, durch welche grammatische Konstruktionen entstehen, und zwar gleichgültig, ob es sich dabei um gebundene Formen, um "Modifikationen" oder um "Wörter" handelt; so hat *-e* in *Tisch-e* die instrumentale Bedeutung "pluralisierend" ebenso wie die Modifikation *o*→*ö* in *Klöster*, und *der* hat in *der Tisch* die Bedeutung "aktualisierend". Die syntaktische Bedeutung ist die Bedeutung der grammatischen Konstruktionen, d.h. der Kombinationen von Lexemen bzw. Kategorieen mit "Morphemen"; so hat *Tisch-e* als Konstruktion die Bedeutung "Plural". "Singular", "Plural", "Aktiv", "Passiv", "Präsens", "Präteritum", "aktuell", "nicht aktuell" usw. sind syntaktische Bedeutungen. Die ontische Bedeutung ist der dem in einem Satz gemeinten Tatbestand intentionell zugeschriebene Existenzwert; so haben *Hans liest* und *Hans liest nicht* dieselbe syntaktische, jedoch verschiedene ontische Bedeutungen. "Affirmativ", "negativ", "interrogativ", "imperativ" (auf Sätze bezogen) sind ontische Bedeutungen. Ontischer Bedeutung begegnet man nur bei Sätzen.

Die kategoriale, die instrumentale, die syntaktische und die ontische Bedeutung bleiben außerhalb des Gegenstandes der Lexematik im engeren Sinne (auf die drei ersten muß jedoch in der lexematischen Wortbildungslehre Bezug genommen werden). Da es andererseits Wörter gibt ("Kategorie", "Instrumente"), die keine lexikalische Bedeutung haben, gehört

auch nicht alles, was ein "Wort" ist, zum Wortschatz als Gegenstand der Lexematik.

1.3. Außerdem geht es in der Lexematik nur – oder wenigstens an erster Stelle – um die einzelsprachlich gegebene Bedeutung als solche, d.h. nicht um diese Bedeutung in der Rede oder im Text. So z.B. kann grundsätzlich jede Bezeichnung dessen, was Dauer aufweist, für die Angabe der Dauer verwendet werden; so wie man *Es hat zwei Tage gedauert, zwei Stunden lang, Es dauert nur eine Minute* sagt, kann man grundsätzlich auch *Es hat zwei Kriege gedauert, zwei Kriege lang* und natürlich auch *Was ich noch zu sagen hätte, dauert eine Zigarette* sagen. Dies bedeutet aber nicht, daß *Krieg* und *Zigarette* zum lexikalischen Paradigma der Dauerangaben im Deutschen (wie *Jahr, Monat, Woche, Tag, Stunde, Minute, Weile* usw.) gehören, denn das Verhältnis solcher Wörter zu diesem Paradigma bleibt völlig unbestimmt, und sie werden nicht nur zur Angabe der Dauer verwendet (im Gegenteil, für die Dauer werden sie nur aufgrund einer Eigenschaft der bezeichneten "Fakten" gebraucht). Es geht in der Lexematik nicht um das, was als Redebedeutung analog ist oder in bestimmten Redeakten eine "Opposition" ausmachen kann (z.B. *Es dauert eine Stunde - Es dauert eine Zigarette*), sondern um die Bedeutung, die in der Sprache, d.h. auch in völlig verschiedenen Sätzen identisch ist (*Eine Zigarette anzünden - eine Zigarette dauern* usw.) bzw. um das, was in der Sprache stets in Opposition steht (z.B. *Jahr - Monat*): *Krieg* und *Jahr* stehen nicht in einer solchen Opposition, da ein *Krieg* sowohl einen *Monat* als auch ein *Jahr* oder mehrere *Jahre* dauern kann. Und was die Texte betrifft, so können die gleichen Bedeutungen für verschiedene oder sogar für entgegengesetzte Sinnesinhalte auftreten: *Es dauert eine Zigarette* kann z.B. als eine verhältnismäßig sehr kurze oder als eine sehr lange Dauer aufgefaßt und dargestellt werden (cf. auch *nur eine Minute - eine ganze Minute, nur ein Jahr - ein ganzes langes Jahr*). Es gibt jedoch Lexeme, die in der Sprache selbst für gewisse Texte oder für gewisse Textverwendungen bestimmt sind: diese Lexeme haben sozusagen außer ihrem lexematischen Inhalt noch eine äußere Bestimmung vom Typ "für Texte der Art x", "für die Textverwendung x". So z.B. sind Lexeme wie dt. *meckern*, it. *ridire* (rein lexematisch: "beanstanden") im voraus "für die Kritik an einem anderen", "für Unterstellung" bestimmt (*Was hast du zu meckern? , Che cos'hai da ridire?*, nicht aber *Ich meckere, Io ridico*, oder auch *Ich meckere, Io ridico*, aber nur, wenn es sich um Wiedergabe bzw. Wiederaufnahme des von einem anderen Gesagten handelt).

2.0. Die funktionelle Betrachtung des Wortschatzes kann sowohl gegenüber der traditionellen Lexikologie und Semantik als auch gegenüber der generativen Grammatik als autonome und primär notwendige Forschungs-

richtung gerechtfertigt werden.

2.1.0. Gegenüber der traditionellen Lexikologie und Semantik findet die funktionelle Betrachtungsweise ihre Begründung bzw. Rechtfertigung durch die Rangordnung der zu untersuchenden Fakten.

2.1.1. Die traditionelle Semantik bleibt oft auf der Ebene der Redebedeutungen, d.h. der *Bedeutungsvarianten* stehen, wohingegen es in der Lexematik um die *Bedeutungsinvarianten* geht. Nun sind die Bedeutungsvarianten von den Invarianten her erklärbar, nicht aber umgekehrt. Man hat z.B. die Meinung vertreten, daß die lexikalische Bedeutung kontextuell ist, und man hat versucht, sie distributionell zu bestimmen. So hat man bemerkt, daß dt. *schreiben* in *Dieser Kugelschreiber schreibt gut* und in *Thomas Mann schreibt gut* verschiedenes bedeutet; deshalb könne man auch *Mit diesem Kugelschreiber schreibt es sich* (oder *schreibt man*) *gut* sagen, nicht aber (oder zumindest nicht mit derselben "Bedeutung" von *schreiben*) *Mit Thomas Mann schreibt es sich* (oder *schreibt man*) *gut*. Dies ist völlig richtig, betrifft jedoch die Varianten der Bedeutung "schreiben" und nicht diese Bedeutung als Invariante, das, wodurch sie eben "schreiben" und nicht "lesen", "singen" usw. ist. Man kann nun die Verschiedenheit der "Bedeutungen" von *schreiben* in den angeführten Sätzen von der Invariante "schreiben" her erklären und begründen (eben als weitere Bestimmungen dieser Invariante), man kann diese aber nicht aus den Varianten deduzieren, denn die Interpretation der Varianten als Varianten (als "verschiedene Bedeutungen") setzt die Kenntnis der Invariante voraus: Sie sind eben als "schreiben_a", "schreiben_b" usw. verschieden (d.h. durch die Bestimmungen a, b usw.), nicht als "schreiben" und etwas anderes als "schreiben" (z.B. "lesen"). Man weiß übrigens auch nicht, bis zu welchem Punkt die o.a. Varianten einzelsprachlich und nicht vielmehr durch die Kenntnis der Sachen bedingt sind: In verschiedenen anderen Sprachen würde man genau dieselben Bedeutungsvarianten feststellen (cf. it. *Thomas Mann scrive bene - Questa penna scrive bene*). Es wäre hingegen ein primäres und wichtiges einzelsprachliches Faktum, wenn z.B. eine Sprache für dt. "schreiben" und "malen" ein einziges Verb hätte: Was die Sprachen charakterisiert und voneinander unterscheidet, sind nämlich Unterschiede wie dieser letztere, nicht Unterschiede wie die, die zwischen "schreiben_a" und "schreiben_b" bestehen. Die Typen von Bedeutungsvarianten müssen freilich festgestellt und untersucht werden, sie setzen jedoch die Kenntnis der funktionellen lexikalischen Einheiten voraus (nicht umgekehrt). Es ist auch nicht richtig, daß die Kontexte die Bedeutung "determinieren": Sie zeigen nur dem Hörer (bzw. Leser), welches die Redebedeutung, und im Falle der homophonen Zeichen, welches das gemeinte Zeichen (wahrscheinlich) ist: Wäre dem

nicht so, so wären die Fälle der Zwei- und Mehrdeutigkeit von vornherein ausgeschlossen.

2.1.2. Ähnlich verhält es sich mit den Abweichungen und Fixierungen, mit den Lücken in der semantischen Struktur und mit der Polysemie, die man so oft gegen die funktionelle Betrachtung des Wortschatzes anführt. Daß es zahlreiche Abweichungen und Fixierungen gibt, wird niemand bezweifeln: Im Gegenteil, es handelt sich dabei um sprachliche Fakten, die genau festgestellt und beschrieben werden müssen. Abweichungen und Fixierungen sind jedoch nur von den Grundfunktionen her als solche faßbar — und u.U. erklärbar —, nicht umgekehrt. Die Begriffe "Abweichung" und "Fixierung" setzen nämlich das Regelmäßige und funktionell Freie — dem gegenüber Abweichungen und Fixierungen festgestellt werden können — stillschweigend als primär voraus; sie schließen eben ein, daß nicht alles Abweichung und Fixierung ist (sonst wären diese Begriffe selbst leer). Deshalb sind auch Beispiele wie dt. *ein junger Schnaps*, frz. *une eau-de-vie jeune*, rum. *o țuică bătrână* keine Argumente dagegen, daß *jung, jeune, bătrîn* grundsätzlich Adjektive für "Belebtes" sind. Das gleiche gilt für die Lücken und für die Polysemie. Lücken werden als solche nur gegenüber dem Nicht-Lückenhaften erfaßt, und der Begriff "Lücke" selbst setzt stillschweigend das Nicht-Lückenhafte voraus, d.h. eben daß nicht alles nur Lücke ist (sonst wäre der ganze Wortschatz leer). Und was die Polysemie betrifft, so ist dies wiederum ein sprachliches Faktum, das jeweils genau festgestellt und abgegrenzt werden muß und nicht, wie man bisweilen annimmt, ein paralysierender Einwand gegen die funktionelle Betrachtungsweise. Denn "funktionelle Betrachtung" bedeutet u.a. gerade auch Feststellung der jeweiligen Grenzen des "polysemischen" Sprachgebrauchs. Funktionelle Einheiten anzunehmen bedeutet keineswegs, daß man jeweils nur eine "Bedeutung" (= Redebedeutung) annimmt, sondern eben, daß man sich bemüht, jeweils die einzelsprachlich gegebenen Grenzen festzustellen, innerhalb derer unendlich viele Redebedeutungen zulässig sind. Andererseits ist der Begriff "Polysemie" nur dann sinnvoll, wenn man keine unbegrenzte Polysemie annimmt; so ist es in gewisser Hinsicht sinnvoll, Polysemie innerhalb von "schreiben" anzunehmen, was aber voraussetzt, daß die Polysemie selbst nicht unbegrenzt ist, d.h. daß *schreiben* nicht einfach alles (z.B. auch "laufen", "braten", "Schwiegermutter", "Übersetzung") bedeuten kann. Denn, wäre die Polysemie unbegrenzt, so wäre sie nicht untersuchbar; nicht nur die funktionelle, sondern jede Semantik wäre sinnlos (und das Sprechen selbst wäre einfach unmöglich). Auf die Polysemie hinzuweisen und sich nicht zu bemühen, ihre jeweiligen Grenzen festzustellen, ist deshalb ein operationell belangloser Akt, der nur für diejenigen paralysierend wirkt, die bei diesem an sich selbstverständlichen Hinweis stehen bleiben.

2.2.0. Gegenüber der generativen Grammatik findet die funktionelle Betrachtung des Wortschatzes ihre Begründung und Rechtfertigung in der Autonomie der Ebene der "Einzelsprachen" (und folglich auch des einzelsprachlich gestalteten lexikalischen Inhalts) innerhalb der Sprache im allgemeinen.

2.2.1. Wenn man bei der an sich noch nicht veralteten Idee bleibt, daß die Sprachwissenschaft an erster Stelle Wissenschaft der Sprachen ist, so ist die Erkenntnis und Analyse der Einzelsprachen als paradigmatischer Strukturen – d.h. das, was von den meisten Generativisten hochmütig als "taxonomisch" abgetan wird – die erste und hauptsächliche Aufgabe dieser Wissenschaft. Übrigens setzt jede andere Betrachtung der Sprache (auch die generative Grammatik) die Kenntnis der Einzelsprache in dem soeben angegebenen Sinn voraus. Nur macht die generative Grammatik die Einzelsprache nicht zu ihrem eigentlichen Untersuchungsobjekt: Sie ist nicht Wissenschaft der Sprachen, sondern Wissenschaft des Sprechens mittels der Sprachen. Deshalb geht sie auch von der bezeichneten außersprachlichen Wirklichkeit, bzw. von einem "universellen" vorsprachlichen (d.h. einzelsprachlich noch nicht gestalteten) Denken aus über die Sprachen zum Sprechen, indem sie dabei im Grunde über die einzelsprachlichen paradigmatischen Strukturen und die entsprechenden funktionellen Einheiten hinweggeht. Aus demselben Grund hat man in der generativen Grammatik auch keine eigentliche Theorie des sprachlichen Inhalts bzw. der Bedeutung: Der Begriff "Bedeutung" (*meaning*), dem man bei Generativisten begegnet, ist ein hybrider Begriff, in dem sich Bezeichnung, Bedeutung und Sinn, wenn auch mit Überwiegen der Bezeichnung, vermischen.

Die Einzelsprache zum Gegenstand der Untersuchung zu machen bedeutet nun, daß man jede Sprache in ihrer Eigenart analysiert und ihre paradigmatischen Strukturen feststellt und daß man dabei gerade nicht von einem "universellen" voreinzelsprachlichen Denken noch von der bezeichneten außersprachlichen Wirklichkeit ausgeht. Das erste zu vermeiden ist verhältnismäßig leicht: Man wird nicht etwa "Sätze" mit "Universalbedeutung" als Ausgangspunkt annehmen noch willkürliche Transformationen, die angeblich von diesen Universalsätzen zu den einzelsprachlichen führen sollen, sondern man wird sich darum bemühen, im Sprechen die funktionierenden einzelsprachlichen Strukturen zu entdecken; anders gesagt, man wird nicht "onomasiologisch", sondern "semasiologisch" vorgehen. In methodischer Hinsicht bedeutet dies auch, daß man nicht an einem im voraus angenommenen "universellen" Inhalt festhält und die "Analyse" (d.h. die Regeln) so oft modifiziert, bis man als Ergebnis auf der Ausdrucksebene das erhält, was man als Sprecher schon kennt, sondern daß man

umgekehrt die Analysen so lange für provisorisch halten wird, solange sie nicht genau dem realen Inhalt der Einzelsprache entsprechen, d.h. solange sie das Funktionieren der Einzelsprache im Sprechen nicht restlos erklären können. Um das zweite, d.h. die Begründung der Analyse durch die bezeichnete außersprachliche Wirklichkeit zu vermeiden, müßte man stets darauf bedacht sein, den Gesichtspunkt der jeweiligen Einzelsprache anzunehmen, was jedoch im Falle des Wortschatzes, wo die Kenntnis der Sachen unmittelbar mitgegeben ist, keineswegs leichtfällt. So wäre man wegen der Kenntnis der Sachen höchstwahrscheinlich dazu geneigt, "Schnee" oder "Regen" mit "Wasser" in Zusammenhang zu bringen und sie "semantisch" als Arten von Wasser zu definieren. In der deutschen Sprache hingegen hängen vielleicht "Schnee" und "Regen" gar nicht mit "Wasser", sondern eher mit "Hagel", "Nebel", "Dunst", "Schönwetter" usw. zusammen. Der Regen ist zwar als Sache normalerweise Wasser, nicht aber als Bedeutung: Er könnte in der Tat z.B. auch Blut oder Sekt sein, und dies würde uns wahrscheinlich wundern, wir würden aber nicht sagen, daß es deshalb kein Regen ist.

2.2.2. Die Autonomie der lexikalischen Bedeutung schließt ferner ein, daß man sie eben auch als autonom betrachten muß, und nicht etwa vom Gesichtspunkt der Syntax oder einer außersprachlichen "Universalsemantik" aus, denn die lexikalischen Einheiten und ihre Verhältnisse zueinander sind in der Einzelsprache schon als solche gegeben. In der funktionellen Sprachbetrachtung darf man nicht von abstrakten Strukturen ausgehen, die dann "lexikalisiert" werden: Nichts wird im Prozeß der üblichen Erzeugung von Sätzen "lexikalisiert"; die lexikalischen Einheiten der jeweiligen Einzelsprache sind von vornherein schon da. Dies abgesehen davon, daß die Feststellung der bei der Produktion von Sätzen angewandten Verfahren nie zur Abgrenzung der Bedeutung führen könnte und davon, daß man dabei auch nicht unbedingt im Bereich der Sprache zu bleiben hätte. Die Sätze enthalten nämlich nicht die Bedeutung, die funktionellen Einheiten als solche, die nur in der Sprache selbst zuhause sind, sondern jeweils lediglich Redebedeutungen, d.h. einzelne Bedeutungsvarianten, aus denen die Bedeutung grundsätzlich nicht erschlossen werden kann. Und was das Verhältnis der abstrakten Strukturen zur Sprache überhaupt betrifft: Wenn die Tiefenstruktur als Struktur des vorsprachlichen Denkinhalts, der "parole non-organisée" verstanden wird, so ist es nicht einmal selbstverständlich, daß sie in eine sprachliche Struktur übergeführt wird, denn sie könnte u.U. genausogut in andere Ausdrucksformen (Mimik, Gebärden) übergeführt werden.

2.2.3. Wie auf anderen Gebieten kann also die generative Grammatik auch in diesem Bereich die funktionelle Sprachbetrachtung, die sie im Grunde

voraussetzt, nicht ersetzen. Die generative Fragestellung kann hingegen für andere Betrachtungsweisen (insb. für die onomasiologische) von Nutzen sein.

3.0. Wie all die übrigen einzelsprachlichen Fakten müssen auch die lexikalischen Bedeutungen als funktionelle Einheiten dort festgestellt werden, wo sie tatsächlich und unmittelbar zum Funktionieren bereit stehen, d.h. im Sprachsystem einer "funktionellen" Sprache als "Technik der Rede". Dies setzt eine Reihe von Vorunterscheidungen voraus: primäre Sprache - Metasprache, Synchronie - Diachronie, Technik der Rede - wiederholte Rede, funktionelle Sprache - historische Sprache, Sprachnorm - Sprachsystem - Sprachtypus.

3.1. Die funktionellen Einheiten müssen nämlich zunächst in der Primärsprache – nicht in der Metasprache –, in der Synchronie – nicht in der Diachronie –, in der freien Technik der Rede – nicht in der wiederholten Rede (fixierte Ausdrücke, Redewendungen, Zitate) – festgestellt werden. Erst danach kann man die Frage stellen, inwiefern gewisse Strukturen der Primärsprache auch in der Metasprache funktionieren, inwiefern sich gewisse Strukturen in der Diachronie unverändert erhalten und inwiefern gewisse Einheiten in der freien Technik der Rede und in der wiederholten Rede identisch oder analog sind. Was das letzte betrifft, wäre es z.B. nicht sinnvoll, die funktionellen Einheiten "Pferd" und "stehlen" aufgrund von Sätzen wie *Hans ist ein Pferdedieb; er hat mein Pferd gestohlen* und zugleich aufgrund von einer Redewendung wie *Mit Hans kann man Pferde stehlen* (wo weder die "Pferde" noch das "Stehlen" als solche gemeint sind) abzugrenzen; nachträglich darf man wohl nach dem metaphorischen Sinn des "Pferdestehlens" in dieser Redewendung fragen.

3.2. Die funktionellen Einheiten können auch nicht in der historischen Sprache festgestellt werden, weil sie nicht in dieser Sprache als solcher, sondern nur in dieser Sprache mit zusätzlichen Bestimmungen funktionieren; und je nach diesen zusätzlichen Bestimmungen können die funktionellen Einheiten u.U. ganz oder wenigstens teilweise verschieden sein. Eine historische Sprache (d.h. eine historisch abgegrenzte und normalerweise mit einem "adiectivum proprium" identifizierte Sprache: z.B. "deutsche Sprache", "französische Sprache", "englische Sprache") ist – auch abgesehen von der wiederholten Rede – keine homogene Technik der Rede, sondern normalerweise ein kompliziertes Gefüge von z.T. übereinstimmenden und z.T. voneinander abweichenden Sprechtraditionen; sie weist Unterschiede im Raume, zwischen den soziokulturellen Schichten und zwischen situationell bedingten Typen von Ausdrucksmodalitäten

(diatopische, diastratische und diaphasische Unterschiede) auf und ist deshalb ein Gefüge von Mundarten, Sprachniveaus und Sprachstilen. Eine funktionelle Sprache ist eine innerhalb einer historischen Sprache abgegrenzte, unter diesen drei Gesichtspunkten einheitliche Sprache; anders gesagt, eine syntopische, synstratische und symphasische Sprache, d.h. eine bestimmte Mundart auf einem bestimmten Sprachniveau und in der Form eines bestimmten Sprachstils. Sie wird deshalb "funktionell" genannt, weil sie eben die Sprache ist, die unmittelbar im Sprechen funktioniert: Man spricht nie "Deutsch" schlechthin, sondern immer eine bestimmte Form des Deutschen. In einem Text können zwar verschiedene funktionelle Sprachen auftreten, an jedem Punkt des Textes wird jedoch nur eine bestimmte funktionelle Sprache realisiert. Funktionelle Einheiten können nun nur in der funktionellen Sprache identifiziert werden, und zwar deshalb, weil nur diese Sprache wirklich funktioniert. Nachträglich kann man aber wohl verschiedenen funktionellen Sprachen innerhalb einer historischen Sprache oder sogar der ganzen historischen Sprache gemeinsame Einheiten und Strukturen feststellen. Hierzu sei noch bemerkt, daß die funktionelle Sprache keineswegs eine Abstraktion oder ein Konstrukt ist; oder zumindest ist sie es nicht in höherem Maße als die Einzelsprache überhaupt, denn sie wird vom Sprachbewußtsein der Sprecher erkannt, die eben sowohl im Sprechen als im Verstehen und in der Bewertung des Gesprochenen verschiedene funktionelle Sprachen unterscheiden. Die Schwierigkeiten, die man hat, funktionelle Sprachen objektiv abzugrenzen, dürfen nicht als Abstraktheit oder als "Irrealität" der abzugrenzenden Gegenstände interpretiert werden. In der Praxis bedeutet übrigens der Bezug auf die funktionelle Sprache nur, daß man sich bei jedem festgestellten Unterschied fragen muß, ob er eine unmittelbare funktionelle Differenz ausmacht oder zur inneren Verschiedenheit der historischen Sprache gehört (cf. z.B. die verschiedenen regionalen Bedeutungen von *Stiege*, *Speicher*, *Bühne* usw.).

3.3. In der funktionellen Sprache selbst müssen schließlich die Einheiten und ihre Strukturen auf der funktionellen Ebene des Sprachsystems identifiziert werden. Das Sprachsystem ist nämlich die Ebene der funktionellen Unterschiede oder "Oppositionen"; die Sprachnorm hingegen ist die Ebene der traditionellen Realisierung eines Sprachsystems, die einerseits eine Auswahl unter den vom System gebotenen Möglichkeiten darstellt, andererseits aber nicht nur Funktionelles, sondern auch einfach traditionell Übliches enthält; der Sprachtypus ist seinerseits die Ebene der Typen und Kategorien der in einem Sprachsystem auftretenden sprachlichen Funktionen und Verfahren. So z.B. wäre die Bedeutung von *Hauptstadt*, *Hauptmann*

im Deutschen vom Sprachsystem her "ville principale" bzw. "homme principal" (cf. *Hauptsache, Hauptgrund, Haupteingang* usw.); daß es sich aber um "ville principale" bzw. "homme principal" in bestimmter Hinsicht handelt (frz. "capitale", "capitaine"), d.h. daß hier eine bestimmte Wahl unter den vom System gebotenen Möglichkeiten getroffen wurde, ist hingegen ein Faktum der Sprachnorm. Und die Tatsache, daß eine Sprache z.B. die verbale oder die substantivische Gestaltung der Wirklichkeit vorzieht, wäre ein Faktum des Sprachtypus. Die funktionellen Einheiten müssen auch deshalb auf der Ebene des Sprachsystems identifiziert werden, weil sowohl die Betrachtung der Sprachnorm als auch des Sprachtypus diese Ebene als schon bekannt voraussetzt.

3.4. Dies alles gilt übrigens nicht nur für die Lexematik, sondern für die funktionelle Betrachtung der Sprachen überhaupt.

4.0. Auch die allgemeinen Prinzipien der Lexematik sind diejenigen der funktionellen Betrachtung der Sprache schlechthin. Diese Prinzipien sind folgende: a) das Prinzip der Funktionalität (mit den Korollarien der einheitlichen Sprachbedeutung und der Kommutation); b) das Prinzip der Opposition (mit dem Korollar der Analysierbarkeit der Spracheinheiten in unterscheidende Züge); c) das Prinzip der Systematizität; d) das Prinzip der Neutralisation.

4.1.1. Das Prinzip der Funktionalität betrifft den Gehalt der Sprache als solcher, d.h. die Existenz der sprachlichen Einheiten, und basiert auf der Solidarität zwischen Inhaltsebene und Ausdrucksebene der Sprache. Es besagt, daß in einer Sprache nur da s eine funktionelle Einheit ist, was in der Sprache selbst als solche durch die genannte Solidarität abgegrenzt erscheint: es existieren Ausdruckseinheiten, wenn sie auch Inhaltseinheiten entsprechen und umgekehrt. So z.B. existiert im Deutschen nur eine Ausdruckseinheit *benutzen - benützen*, weil der Unterschied zwischen diesen Formen nicht zugleich einem Unterschied im Inhalt entspricht, d.h. weil die entsprechende Inhaltseinheit nur eine ist. Umgekehrt: es existieren die Inhaltseinheiten "canere" (semelfaktiv) und "cantare" (frequentativ) in einer bestimmten Form des Lateinischen, weil ihnen auch zwei getrennte Ausdruckseinheiten (*canere, cantare*) entsprechen, nicht aber im Deutschen, wo man dafür nur eine Ausdruckseinheit *singen* hat; es existieren die Inhaltseinheiten "tragen" - "bringen" im Deutschen, weil das Deutsche dafür eben die Ausdrücke *tragen - bringen* hat, nicht aber im Italienischen, wo diesen Inhalten *portare* allein entspricht. Es sei bemerkt, daß es sich hier nur um die "Existenz" auf der Ebene der sprachlichen Einheiten, d.h. im Grunde um eine Rangordnung der sprachlichen Fakten handelt. Die materiellen Formen, deren Verschie-

und die Inhalte, deren Verschiedenheit keinem Un-
terschied im Ausdruck

denheit keinem Unterschied im Inhalt entspricht, sind deshalb nicht einfach "inexistent", sie sind aber keine funktionellen Einheiten, sondern "Varianten". So sind im Deutschen *benutzen - benützen* Ausdrucksvarianten und die Inhalte "singen (semelfaktiv)" - "singen (frequentativ)" Inhaltsvarianten, wohingegen letztere im Lateinischen funktionelle Einheiten waren. "Varianten" in einer Sprache können also funktionelle Einheiten in einer anderen Sprache sein und umgekehrt. Man muß außerdem bemerken, daß es sich dabei um "Unterschiede" im Ausdruck oder im Inhalt, d.h. um eine nur partielle Verschiedenheit handelt.

4.1.2. Die totale Verschiedenheit auf der einen Ebene, die keine Entsprechung auf der anderen Ebene findet, ist in den Sprachen eine Randerscheinung, die mit dem ersten Korollar des Prinzips der Funktionalität zusammenhängt. Dieses Korollar besagt, daß man für jede getrennte sprachliche Form grundsätzlich auch eine getrennte Bedeutung annehmen muß, und zwar eine einheitliche, in allen Kontexten, in denen die Form erscheint, einsetzbare Bedeutung; dies natürlich abgesehen von den weiteren Bestimmungen dieser einheitlichen Bedeutung, die ihre Varianten ausmachen. Radikal verschiedene Formen, denen trotzdem eine einheitliche Bedeutung zugeschrieben werden kann (und zwar so, daß die kontextuelle Variation nicht der Ersetzung einer Form durch eine andere entspricht), sind "Synonyma". Identische Formen, denen keine einheitliche Bedeutung zugeschrieben werden kann, sind homophone Formen. So z.B. sind frz. *seau, sot* und *sceau* homophone Formen, weil es unmöglich ist, die Inhalte "Eimer", "dumm" und "Siegel" auf eine einheitliche, und zwar auf eine in allen Kontexten, in denen /so/ erscheint, einsetzbare Bedeutung zurückzuführen.

4.1.3. Das Korollar der Kommutation setzt die Solidarität zwischen Ausdruck und Inhalt in Identifizierungsmethode um. Die Kommutation besteht darin, daß man auf der einen Ebene einen Bestandteil einer provisorisch angenommenen Einheit tilgt oder ersetzt bzw. dieser Einheit einen Bestandteil hinzufügt, um festzustellen, was dies auf der anderen Ebene auslöst. Geschieht auf der anderen Ebene nichts, so ist die vorgenommene Veränderung nicht funktionell: die vor der Operation angenommene und die daraus resultierende Einheit sind Varianten einer einzigen funktionellen Einheit. Bewirkt hingegen die Veränderung auch eine Veränderung auf der anderen Ebene, so ist dies ein Anzeichen dafür, daß man eine funktionelle Grenze überschritten hat und daß die betreffenden Formen bzw. Inhalte zu verschiedenen funktionellen Einheiten gehören. So bewirkt z.B. die Ersetzung von *u* durch *ü* in *benutzen* keine Veränderung im Inhalt; deshalb sind *benutzen* und *benützen* nur Ausdrucksvarianten (cf. hingegen die Ersetzung von *u* durch *e*: *benutzen - benetzen*). Umgekehrt be-

Ita

wirkt die Ersetzung von "semelfaktiv" durch "frequentativ" in dt. "singen (semelfaktiv)" nichts auf der Ausdrucksebene, wo der Ausdruck *singen* bleibt (cf. hingegen die analoge Ersetzung in lat. *canere* – *cantare*). Die Kommunikationsmethode ist als solche erst in unserem Jahrhundert im Rahmen des europäischen Strukturalismus explizit gemacht worden; als intuitiv und stillschweigend verwendete Methode ist sie in Wirklichkeit sehr alt, ja man kann sagen, daß sie immer schon die Identifizierungsmethode der beschreibenden Linguistik gewesen ist. In letzter Zeit ist diese Methode zwar kritisiert worden, jedoch leider ohne jegliches Verständnis dessen, was sie eigentlich ist: die Kommutation beruht nämlich nicht auf der Annahme, daß jeder phonematischen Variation im Ausdruck auch eine Variation im Inhalt, und umgekehrt, entsprechen sollte, noch auf der Annahme, es gebe keine Synonyma und keine homophonen Formen, und sie besteht nicht, wie dies von der Kritik fälschlich angenommen wurde, in der Ersetzung von ganzen Zeichen auf der Ausdrucks- oder auf der Inhaltsebene, sondern in einer nur partiellen Veränderung eines Zeichens auf einer dieser Ebenen. Übrigens werden gerade auch die homophonen Formen und die Synonyma durch eine (zumindest implizite) Anwendung der Kommutation als solche abgegrenzt.

4.2. Das Prinzip der Opposition betrifft die Art und Weise, wie die sprachlichen Einheiten in funktioneller Hinsicht existieren, d.h. zugleich die Art und Weise, wie sie als Einheiten funktionieren. Funktionelle Einheiten existieren (bzw. funktionieren) primär durch "Oppositionen", d.h. durch Merkmale, die sie partiell voneinander unterscheiden. Eine Einheit existiert als solche in einer Sprache, wenn es in derselben Sprache mindestens eine andere Einheit gibt, mit der die erste etwas Gemeinsames hat und von der sich diese durch ein Merkmal bzw. durch die Abwesenheit oder durch das zusätzliche Vorhandensein eines Merkmals unterscheidet. Einheiten, die sich auf diese Weise (d.h., abgesehen vom gemeinsamen Teil: Merkmal₁ / Merkmal₂, Ø / Merkmal₂, Merkmal₁ / Ø) voneinander unterscheiden, stehen in "Opposition" zueinander. So z.B. haben dt. "sitzen", "stehen", "liegen" einen gemeinsamen Inhalt und dazu je ein anderes Merkmal (nämlich die jeweils gemeinte "Position" in bezug auf eine tragende Fläche); hingegen ist das Gemeinsame in dt. "nehmen" – "holen" der ganze Inhalt von "nehmen", "holen" hat aber dazu noch ein zusätzliches Merkmal (etwa "Fortbewegung"). Da nun eine Einheit normalerweise zu mehreren anderen Einheiten in Opposition steht, und zwar jeweils durch einen anderen Unterschied (= "Merkmal"), gilt als Korollar des Prinzips der Opposition die Analysierbarkeit der funktionellen Einheiten in "Merkmale" oder unterscheidende Züge; so kann z.B. dt. "jung" aufgrund seiner unmittelbaren Opposition zu "alt" und "neu"

als "nicht alt" + "für Belebtes" analysiert werden; ebenso wird man deutsch "liegen" als "sich befinden" + "waagrecht" analysieren können. Dieses Korollar bedeutet allerdings nicht, daß Einheiten aus Merkmalen bestehen, oder daß sie durch Zusammensetzung von schon gegebenen Merkmalen entstehen. Im Gegenteil: Es sind die Merkmale, die durch die Gegenüberstellung von Einheiten entstehen. Funktionelle Einheiten entsprechen primär einheitlichen Intuitionen, und die Merkmale sind nichts anderes als die Unterschiede, die man an diesen Intuitionen feststellt. Auch kann deshalb das Entstehen einer neuen Einheit ein schon bestehendes Merkmal modifizieren, bzw. es in zwei neue Merkmale aufspalten. Das Korollar der Analysierbarkeit betrifft nur das Verhältnis der Einheiten zueinander, die Bedingungen ihrer differenzierten Funktionalität in einem gegebenen Sprachzustand.

4.3. Das Prinzip der Systematizität betrifft eine sinnvolle, empirisch begründete Erwartung. Es besagt, daß dieselben Unterschiede in einem Sprachsystem üblicherweise oder oft "systematisch", d.h. mehrmals, bei verschiedenen Einheiten auftreten und dadurch mehrere homologe Oppositionen ausmachen. So tritt z.B. der Unterschied, der bei sp. *ir* – *venir* besteht, auch bei *llevar* – *traer* auf; und im Deutschen sind die Unterschiede zwischen *stellen*, *legen*, *setzen* die gleichen wie bei *stehen*, *liegen*, *sitzen*. Diese Wiederholung der Unterschiede oder "Regelmäßigkeit" der Oppositionen ist allerdings in den Sprachen ein zwar häufiges, jedoch keineswegs notwendiges Faktum; so wird im Deutschen der Unterschied, der zwischen *jung* und *neu* besteht, nicht auch für "alt" gemacht, und im Italienischen tritt der Unterschied zwischen *andare* und *venire* nicht auch bei *portare* auf. Gerade deshalb handelt es sich dabei um eine "Erwartung": Man darf mit der Wiederholung von Unterschieden rechnen, man darf sie aber nicht im voraus für einen bestimmten Fall annehmen; ob sie wirklich eintritt, muß in jedem Fall festgestellt werden.

4.4. Das Prinzip der Neutralisation führt eine wichtige Ausnahme des Funktionierens der sprachlichen Oppositionen im Sprechen ein. Es besagt, daß die in einer Sprache existierenden Oppositionen im Sprechen nicht unbedingt stets funktionieren: In gewissen bestimmbareren Fällen können sie nämlich "aufgehoben" werden. In solchen Fällen übernimmt normalerweise ein Terminus der betreffenden Opposition die Vertretung des gemeinsamen, der Opposition selbst zugrundeliegenden Wertes; d.h. daß dieser Terminus schon von der Sprache her zwei verschiedene Werte hat: den oppositiven und den nicht oppositiven (der eben im Falle der Neutralisation auftritt). So stehen z.B. dt. *Tag* und *Nacht* in Opposition zueinander, und *Tag* wird oft, wie *Nacht*, mit seinem oppositiven Wert verwendet (z.B. *zwei Tage und zwei Nächte; es ist schon Tag*

usw.); *Tag* kann aber auch für "Tag" + "Nacht" verwendet werden (z.B. *Hans war 15 Tage in Spanien*), was hingegen bei *Nacht* nicht der Fall ist. Bei den lexikalischen Oppositionen tritt Neutralisation in Kontexten und Situationen auf, in denen die Präzision nicht angestrebt wird, bzw. überflüssig ist und vor allem, wenn gerade das Allgemeinere, das den Termini einer Opposition Gemeinsame (wie eben im Falle von *Tag*) ausgedrückt werden soll. Ob eine bestimmte Opposition überhaupt neutralisierbar ist, muß jedoch jeweils in der betreffenden Sprache festgestellt werden; so sind die Oppositionen sp. *hermano* – *hermana*, it. *fratello* – *sorella* (im Plural) neutralisierbar (*hermanos*, bzw. *fratelli* kann auch "Geschwister" bedeuten), die analoge französische Opposition *frère* – *soeur* ist es hingegen nicht (für "Geschwister" sagt man im Französischen *frère [s] et soeur [s]*). Im Wortschatz sind viele Oppositionen auch deshalb nicht neutralisierbar, weil für die neutralen Bedeutungen oft besondere, "archilexematische" Termini existieren: Die Opposition *uomo* – *donna* ist im Italienischen neutralisierbar (*uomo* bedeutet auch "Mensch"), die deutsche Opposition *Mann* – *Frau* ist es dagegen nicht, weil das Deutsche für die allgemeinere Bedeutung die übergeordnete Einheit *Mensch* hat (cf. auch *Bruder* – *Schwester* / *Geschwister* oder *Vater* – *Mutter* / *Eltern* gegenüber sp. *padre* – *madre* / *padres*).

5.0. Die Aufgabe der Lexematik ist die Feststellung der inhaltlichen Paradigmatik und Syntagmatik des Wortschatzes in den funktionellen Einzelsprachen. Ihre Spezifität gegenüber der funktionellen Sprachbetrachtung schlechthin ergibt sich aus der Spezifität der paradigmatischen und syntagmatischen Strukturen, die sie feststellt. Es gibt nämlich folgende Typen von lexematischen Strukturen: A) Paradigmatische Strukturen, und zwar a) "primär": Wortfeld und Wortklasse; b) "sekundär": Modifikation, Entwicklung, Komposition; B) Syntagmatische Strukturen: Affinität, Selektion, Implikation (die Termini sind natürlich konventionell). Diese Typen sind vom Verf. an anderen Stellen (s. Bibliographie) ausführlich begründet und charakterisiert worden. Hier sollen deshalb nur einige allgemeine Hinweise und zusätzliche Präzisierungen gegeben werden.

5.1. Das Wortfeld und die Wortklasse sind "primäre" Strukturen in dem Sinne, daß ihre Definition andere schon gegebene lexikalische Strukturen nicht voraussetzt und daß sie in dem Wortschatz als solchem ohne Bezug auf dessen eventuelle "Grammatikalisierung" festgestellt werden können. Das *W o r t f e l d* ist eine paradigmatische Struktur, die aus sich eine gemeinsame Bedeutungszone teilenden und in unmittelbarer Opposition zueinander stehenden lexikalischen Einheiten ("Lexemen") besteht; so z.B. stellen die Verben für "Fortbewegung" im Deutschen (*geben* - *laufen* - *rennen* - *fliegen* - *schwimmen* - *fabren* usw.) ein Wortfeld dar; ebenso

alt / jung – *neu* oder die Adjektive für die Temperatur (*kalt* - *kühl* - *lau* - *warm* - *heiß*). Die *W o r t k l a s s e* ist eine Klasse von Lexemen, die unabhängig von der Wortfeldstruktur durch ein "Klassem" zusammenhängen, d.h. durch einen gemeinsamen unterscheidenden Zug, der in einer ganzen Wortart (bzw. in einer anderen, innerhalb einer Wortart schon bestehenden Klasse) funktioniert. Klassen zeigen sich durch die grammatische und/oder lexikalische "Distribution", d.h. dadurch, daß die zu einer Klasse gehörenden Lexeme in analogen grammatischen und/oder lexikalischen Kombinationen erscheinen. So z.B. können in einer Sprache innerhalb der Wortart Substantiv "belebt" – "nicht belebt", "menschlich" – "nicht menschlich", "männlich" – "weiblich" Klassen darstellen, wenn die entsprechenden Lexeme bestimmte ihnen spezifische Kombinationen erfordern. Von diesem Gesichtspunkt aus können klassematisch *d e t e r m i n i e r e n d e* und klassematisch *d e t e r m i n i e r t e* Lexeme unterschieden werden. "Klassematisch determinierend" sind die Lexeme, die bestimmte Kombinationen erfordern; "klassematisch determiniert" die Lexeme, die nur in (expliziter oder impliziter) Kombination mit bestimmten Klassen erscheinen, d.h. die Lexeme, die eine Bestimmung vom Typ "für die Klasse x", "von der Klasse x gesagt" enthalten; so z.B. sind im Deutschen *Arzt* und *Löwe* klassematisch determinierende Lexeme, wohingegen *essen* und *fressen*, *Mund* und *Maul* klassematisch determiniert sind.

5.2. Die Modifikation, die Entwicklung und die Komposition sind "sekundäre" Strukturen in dem Sinne, daß sie die Wortfeldstruktur (u.U. auch Wortklassen) voraussetzen und daß sie einer "Grammatikalisierung" des Wortschatzes entsprechen. Modifikation, Entwicklung und Komposition sind nämlich Arten (bzw. Verfahren) der (inhaltlichen) Wortbildung, und die Wortbildung schließt immer Bestimmungen grammatischer Natur ein. Die *M o d i f i k a t i o n* entspricht einer "inaktuellen" grammatischen Determination, d.h. einer Determination, die keine bestimmte Satzfunktion des modifizierten Lexems einschließt; dies ist u.a. bei der Diminutivbildung, bei der Kollektivbildung und bei der verbalen Präfixbildung der Fall. Die durch Modifikation gebildeten Lexeme gehören immer zu der gleichen Wortart wie die ihnen zugrundeliegenden modifizierten Lexeme (cf. *Pferd* → *Pferdchen*, *rot* → *rötlich*, *lachen* → *lächeln*, *Tier* → *Getier*, *Schrift* → *Schrifttum*, *fabren* → *abfabren*, *fallen* → *binfallen*). Bei der *E n t w i c k l u n g* hingegen liegt eine grammatische Determination vor, die eine bestimmte Satzfunktion einschließt; so z.B. implizieren *Schönheit*, *Reichtum*, *Ankunft* die prädikative Funktion der ihnen zugrundeliegenden Lexeme *schön*, *reich*, *ankommen* (wenn auch nicht etwa konkrete Sätze vom Typ *Maria ist schön*, *Hans kommt an*, denn Person, Numerus, Tempus, Modus

sind in diesen Entwicklungen nicht gegeben). Die durch Entwicklung gebildeten Lexeme gehören immer zu einer anderen Wortart als die ihnen zugrundeliegenden Lexeme (cf. *schön* → *Schönheit*, *abfahren* → *Abfahrt*, *reich* → *Bereicherung*, *Kreis* → *einkreisen*, *Tisch* → *auftischen*, *Art* → *ausarten*). An der *K o m p o s i t i o n* sind jeweils zwei Einheiten beteiligt, zwischen denen grammatische Determination besteht. Die Komposition kann "prolexematisch" oder "lexematisch" sein: ist eine der beiden Einheiten eine Einheit pronominaler Natur, d.h. ein "Prolexem", so ist die Komposition prolexematisch (z.B. "pronominales Agens" + *lesen* → *Leser*); sind die beiden Einheiten Lexeme, so hat man es mit einer lexematischen Komposition zu tun (z.B. *Korb* + *Papier* → *Papierkorb*). Die Wortart der Komposita ist immer die der in der Komposition determinierten Lexeme (bzw. Prolexeme).

Verschiedene sekundäre Strukturen können untereinander kombiniert werden; cf. z.B. *geben* → *ausgeben* (Modifikation) → *Ausgang* (Entwicklung), "pronominales Agens" + *lehren* → *Lehrer* (prolexematische Komposition) + *Schule* → *Schullehrer* (lexematische Komposition).

5.3. Die syntagmatischen lexematischen Strukturen ("lexikalische Solidaritäten") sind einzelsprachlich bedingte lexikalische Kombinationen. Sie sind von dreierlei Art (*A f f i n i t ä t*, *S e l e k t i o n*, *I m p l i k a t i o n*) je nachdem, ob das die Kombination bedingende Element ein Klassen, ein Archilexem oder ein Lexem ist. So z.B. besteht zwischen *Löwe* und *fressen* "Affinität" (die Kombination ist durch das Klassen des Lexems *Löwe* [Klasse "Tier"] bedingt); zwischen *Wagen* und *fahren* besteht "Selektion" (das bedingende Element ist hier das Archilexem *Fahrzeug*, zu dem das Lexem *Wagen* gehört); und im Falle von *seit geraumer Zeit* liegt "Implikation" vor (*geraum* wird nur vom Lexem *Zeit* gesagt).

6.1. Die Lexematik ist eine verhältnismäßig junge Disziplin: als autonomer Zweig der semantischen Forschung und als besondere Form der Lexikologie wurde sie erst in den 60er Jahren begründet. Trotzdem kann sie heutzutage, was die Theorie und Methodik betrifft, als ziemlich weit entwickelt angesehen werden. Wir verfügen heute über mehrere Beschreibungsmodelle und darunter über zumindest ein vollständiges (auch die inhaltliche Wortbildungslehre und die Syntagmatik des Wortschatzes umfassendes) Modell. Hingegen befindet sich die Lexematik als deskriptive Disziplin, als systematische Erforschung des Wortschatzes verschiedener Sprachen immer noch in ihren Anfängen. Nur wenige und relativ begrenzte Bereiche, in wenigen Sprachen, sind bisher vom lexematischen Gesichtspunkt aus ausführlich untersucht und beschrieben worden.

6.2. Die bisher unternommenen, auch die partiellen, bzw. mehr oder weniger theoretisch oder methodisch angelegten Untersuchungen haben jedoch eindeutig gezeigt, daß die Lexematik sehr wichtige, ihr spezifische Einsichten in die Struktur der Sprachen liefern kann. Vielversprechend erweisen sich in dieser Hinsicht insbesondere die Klassematik, die Erforschung der Entwicklung und der Komposition und die Typologie der Wortfelder. Was die Klassematik betrifft, so scheint es z.B., daß die meisten Adjektive klassematisch determiniert sind. Gewisse Adjektive kommen überhaupt nur für bestimmte Klassen in Frage und andere sind je nach den Klassen, mit denen sie kombiniert werden, entweder im Ausdruck oder im Inhalt verschieden. So wird z.B. die Eigenschaft "intelligent" nur willensbegabten Lebewesen bzw. deren Äußerungen zugesprochen: Ein Mensch, ein Satz, ein Buch können "intelligent" sein, ja selbst die Augen als Ausdruck der Psyche, nicht aber die Ohren, die Haare, eine Flasche oder ein Tisch. Für die beiden anderen Fälle cf. frz. *rouge* und *roux*, und dt. *ein warmes Essen* - *ein warmer Empfang*. Bei den Entwicklungen stellt man fest, daß die Entwicklungstypen und überhaupt die Entwicklungsmöglichkeiten in verschiedenen Sprachen z.T. verschieden sind; ebenso die Anzahl der Phasen analoger Entwicklungsreihen und der darin feststellbaren leeren Stellen, sowie manchmal der Ausgangspunkt sich entsprechender Entwicklungen (cf. für das letzte dt. *wahr* → *Wahrheit* gegenüber sp. *verdad* → *verdadero*). Im Zusammenhang mit der Komposition stellt man u.a. fest, daß der typologische Unterschied zwischen sog. "derivationsfreundlichen" und sog. "kompositionsfreundlichen" Sprachen eigentlich nicht die Modifikation und die Entwicklung einerseits und die Komposition andererseits, sondern nur die beiden Arten der Komposition (die prolexematische und die lexematische), d.h. zwei dicht beieinanderliegende Wortbildungsverfahren betrifft (die romanischen Sprachen z.B. ziehen sehr oft eine prolexematische Komposition vor, wo das Deutsche eine lexematische Komposition vorzieht; cf. *pommier* - *Apfelbaum*, *arrosoir* - *Gießkanne*, *tiroir* - *Schublade*). Und in der Typologie der Wortfelder zeichnet sich als Ergebnis ab, daß das in der älteren, der Lexematik übrigens unmittelbar vorangehenden Wortfeldforschung übliche "Mosaikbild" der Struktur des Wortschatzes nicht gerecht wird: Der Wortschatz ist kein Mosaik, sondern eher ein kompliziertes, mehrstöckiges Gebäude mit vielen leeren Räumen in den verschiedenen Stockwerken; und zwar sind dabei die Pläne der Stockwerke (einschließlich der leeren Räume) in verschiedenen Sprachen verschieden und die gleichen außersprachlichen Realitäten werden in verschiedenen Sprachen oft nicht in dem gleichen Stockwerk bearbeitet und gestaltet.

6.3. Andererseits erweist sich die Lexematik als für die angewandte Sprachwissenschaft (Sprachunterricht, einsprachige und mehrsprachige Lexikographie, Theorie und Praxis der Übersetzung) geradezu unentbehrlich. Die Erlernung des Wortschatzes, insbesondere des fremdsprachigen, erfolgte bis vor kurzem völlig unsystematisch, der Willkür der grammatischen Exemplifizierung und dem Zufall der gelesenen Texte entsprechend. Die Feststellung der Häufigkeit der Wörter hat hier ein erstes, die onomasiologische Einteilung in Bezeichnungsbereiche ein zweites Rationalisierungsprinzip eingeführt. Diese Prinzipien sind zwar wichtig, sie sind jedoch für eine sinnvolle systematische Erlernung des Wortschatzes immer noch unzulänglich. Die Rangordnung der Wörter auf einer Häufigkeitsskala besagt nichts in bezug auf die Bedeutung und Bezeichnung, und das onomasiologische Vorgehen ist nur für den terminologischen, sprachlich nicht strukturierten Wortschatz (selbstverständlich auch für die terminologischen Bereiche der üblichen, nicht-wissenschaftlichen Sprache) voll geeignet. Sobald es sich aber um den strukturierten Wortschatz handelt, erweist sich die Einbeziehung der Lexematik als unbedingt notwendig. So ist es z.B. nicht sinnvoll – und in Wirklichkeit auch kaum möglich – einen Inhalt wie dt. "stehen" getrennt zu lernen, d.h. ohne gleichzeitig von seinem Zusammenhang mit "sich befinden", "liegen", "sitzen", "stecken" usw. (und auch mit "Stand", "Lage", "Sitz") Kenntnis zu nehmen. Und ein Franzose oder ein Italiener kann z.B. den Inhalt von dt. *heiß* erst dann wirklich und richtig lernen, wenn er erfährt, daß die Grenze zwischen *warm* und *heiß* im entsprechenden Wortfeld anders als die Grenze zwischen *chaud* und *brûlant*, bzw. *caldo* und *bollente* liegt. Ebenso dürfte man von den ein- und mehrsprachigen Wörterbüchern erwarten, daß sie alle Angaben zu den inhaltlich-strukturellen Relationen der behandelten Wörter enthalten. Z.B.: Gehört das betreffende Wort zum strukturierten Wortschatz? Wenn ja, zu welchem Wortfeld gehört es? Welches ist seine klassematische Bestimmung? Ist es ein Archilexem, oder, wenn nicht, welches ist sein Archilexem? Welches sind seine inhaltlichen Merkmale gegenüber anderen Wörtern desselben Wortfeldes? Welches ist sein Verhältnis zur Modifikation, zur Entwicklung, zur Komposition und zu den Solidaritäten? Daß sich dies alles auch für die Theorie und Praxis der Übersetzung günstig auswirken würde, liegt auf der Hand und dürfte aufgrund ihrer so oft negativen Erfahrung auch allen Übersetzern, die Wörterbücher verwenden, unmittelbar einleuchten.

Bibliographische Hinweise

Mit der Begründung der Lexematik und mit verschiedenen Fragen dieser Disziplin hat sich Verf. in mehreren Veröffentlichungen befaßt. Cf. u.a. zu den für jede funktionelle Sprachbetrachtung geltenden Vorunterscheidungen: *Structure lexicale et enseignement du vocabulaire*, in: Actes du Premier Colloque International de Linguistique Appliquée, Nancy 1966, SS. 175 - 217 (insb. SS. 190 - 208); zur Grundlegung der Lexematik und zu den Typen von lexematischen Strukturen: *Les structures lexématiques*, in: Probleme der Semantik, hrsg. von W. Th. Elwert, Wiesbaden 1968, SS. 3 - 16 (dt. Übers. in E.C., Sprache, Strukturen und Funktionen, Tübingen 1970, SS. 159 - 179), und Probleme der strukturellen Semantik (Vorlesung gehalten im WS 1965/66 an der Univ. Tübingen), neue Aufl. hrsg. von D. Kastovsky, Tübingen 1973; zur Unterscheidung Bezeichnung – Bedeutung – Sinn: Die Lage in der Linguistik, Innsbruck 1973 (insb. SS. 7 - 10); zur Problematik der Bezeichnung: Bedeutung und Bezeichnung im Lichte der strukturellen Semantik, in: Sprachwissenschaft und Übersetzen, hrsg. von P. Hartmann u. H. Vernay, München 1970, SS. 104 - 121; zum Verhältnis Lexematik - Grammatik: Semantik und Grammatik, in: Neue Grammatiktheorien und ihre Anwendung auf das heutige Deutsch. Jahrbuch IDS 1971 (= Sprache der Gegenwart 20), Düsseldorf 1973, SS. 77 - 89); zur lexematischen Syntagmatik: Lexikalische Solidaritäten, in: Poetica I, 1967, SS. 293 - 303; zur historischen Lexematik: Pour une sémantique diachronique structurale, in: TraLiLi II, Straßburg 1964, SS. 139 - 186; zur Typologie der Wortfelder: Vers une typologie des champs lexicaux, demnächst in: Cahiers de Lexicologie.

Zu ähnlichen Fragestellungen in der Lexematik cf. B. Pottier, Recherches sur l'analyse sémantique en linguistique et en traduction mécanique, Nancy 1963, u. Vers une sémantique moderne, in: TraLiLi II, Straßburg 1964, SS. 107 - 137; A. Greimas, Sémantique structurale, Paris 1966.

Zum heutigen Stand der Lexematik: E. Coseriu u. H. Geckeler, Linguistics and Semantics, in: Current Trends in Linguistics 12, Den Haag 1974, SS. 103 - 171.

Unter den größeren, vom Gesichtspunkt der Lexematik aus durchgeführten beschreibenden Untersuchungen s. insb.: R. Trujillo, El campo semántico de la valoración intelectual en español, La Laguna 1970, u. H. Geckeler, Zur Wortfelddiskussion. Untersuchungen zur Gliederung des Wortfeldes "alt - jung - neu" im heutigen Französisch, München 1971.

Als Einführung in die Lexematik einer Sprache ist – nicht zuletzt in didaktischer Hinsicht – H. Geckeler, Strukturelle Semantik des Französischen (= Romanistische Arbeitshefte 6), Tübingen 1973, besonders empfehlenswert.